



3. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1928.

Nr. 4.

Solitaire (W. Murnberger) als Erzähler.

In der Beschränkung zeigt sich der Meister, dies Götterwort findet natürlich auch auf Solitaire seine Anwendung, so gut wie auf die anerkannten Größen deutscher Literatur. Solitaire, den man den Großen unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts getrost zur Seite stellen, auf den unsere Heimatstadt stolz sein darf als einen der Großen, der je lebend in ihren Mauern gewohnt. Solitaire, den feinstädtische Enge sehr begünstigt, weil er sich nicht zu wüthigen Vermuthen, und an dem das heutige Weichsel eine um so größere Dankeschuld abzutragen hat, und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch abzutragen gewollt ist, auch dieser Solitaire ist kein fogen „Literaturgenosse“ gewesen. Dramatisches Talent jagtst du ihm, dem gut begnadeten Genies, verlangt gewiss; ein dergestalteter Versuch in dieser Richtung: „Die beiden Hinfenstern“ (Landsberg a. N., 1851) ist, als Bühnenschild, nach der Wendung loert, wenn auch ein Versuch die feinsten Solitaire'scher Kunst, und diesen Werken herauszufinden und sich an ihnen erweisen mag.

Aber auch bei seinen in Anbetracht seiner kurzen schriftstellerischen Wirksamkeit, recht abseitsstehenden Erzählungen treten die Mängel seiner dichterischen Begabung stärker hervor als dort, wo er die gebundene Form der Darstellung anwendet. Es scheint, als ob S. da, wo er Verse baut und Reime schmückt, die Mühseligkeit künstlerischer, Selbstdisziplin stärker empfinden tat als in seinen Prosa-schriften. Scharf zumeist ist der Dichter des „Josephus Kampf“ auch in seinen Prosa-schriften interessant und bezeichnend, zum Teil sehr bedeutend.

Beginnen wie mit zwei anderen Schriften, die Solitaires Eigenart besonders gut erkennen lassen und, da sie vor einiger Zeit in hiesigen Zeitungen abgedruckt worden sind, unseren Leserkreis besonders interessieren dürfen. Es sind dies die beiden Erzählungen: „Zwischen Lippe und Stettin“ und „Der Kampf der Jungfrau von Orleans“. Ihre Veröffentlichung in unserer Provinz ist nicht als Zufall anzusehen; kein Geringerer als Theodor Storm, der unsere Dichter seitens des großen Interesses entgegenbrachte, hat seine schon damals (1874) als „Mariti“ getragenen Gedichte „mit Würdigung und feiner Würdigung“ beschriftet hatte und Solitaire in mancher Hinsicht als den ersten (1) unter den gegenwärtigen deutschen Schriftstellern bezeichnet (es dürfte kaum einen zweiten geben u. a.), hat sich gerade über diese beiden Novellen ausgesprochen und sie dem deutschen Publikum empfohlen. Auch können die beiden, mindestens die erste, sofern die darin geschilderten Vorfälle in Landsberg und Umgegend sich gut eignen, als ein Stück „Heimatroman“ angesehen werden. Solitaire ist sonst nicht eigenlich als „Heimatdichter“ angesehen. Er hat einen unverfälschten Zug: am Meeresspiegel fließt er sich am besten heimlich. Aber in seiner Erzählung (und noch ein anderes Mal: in dem

„Lied von der Frau Barthe“, etwa auch in dem, mit der bedeutenden, Gedicht: „Am fischen“, (Bilder der Nacht, S. 62 und 102), wo er Heimatmotive von starker Wirkung auszufließen, und zwar — für S. — am besten bezeichnend —, nicht fogen viele Liebe wendend, als vielmehr Trauer erzeugend.

Sehr glücklich und geschickt nimmt jene erstgenannte Erzählung, als auf heimathlichem Boden sich abspielend, in der eigenen Jungfernenverlobung des Verfassers ihren Ausgang. Wir können es nicht vertragen, den Beginn derselben, weil für die Persönlichkeit und den Stil des Verfassers besonders charakteristisch, in verkürzter Form wiedergeben:

„Eines Abends also... sah ich mich in dem hochgelegenen Hinterzimmer eines Hauses der Hauptstraße von L., in welcher Stadt ich mich befinde, ausübend der medizinischen Praxis domiziliert hatte. Doch mit der elden Medizinerei hatte es nicht recht vom Fleck gewollt... Dieser große Kampf mit dem Reide und der Mühseligkeit der Wunden, mit der Schwäche, der Dummheit, der Unabsehbarkeit, der niederdrückenden Anstrengung dieser Welt erregte in mir einen Ekel... seelische Gerechtigkeit... und so hatte ich mich gewandt, um die... Einde meiner Seele auch mit höchsten Geistes zu befreien, mich nicht, wie der berühmte Gelehrte, der Wägie, sondern der Waage zu ergeben, schmückte Balladen, bühnente Romane, löste literarische Impressionen, leimte Romane... ich sah und schrieb an der Ballade: „Der Wustant von Schenkeningen“, einem Dinge, das aus eigener Erfahrung geboren sein sollte, wie die Mutter aus der spontanen Bewegungskraft des Meeres, das mit dem Willensstillsitzen, wie die weisse Wäbe aus dem sich überfließenden, sich schließenden und quälenden Wogenmaße, wie der schwarze Fischadler aus dem freilebenden Reibel, der ungeschwächt hinabstürzt über die wogende See... Das aufdringliche Streben, nur Eates und Unirpungsmittel zu schaffen (es ist unserm Dichter, wie wenigen, geclüht: der „Wustant von Schenkeningen“ ist selber ein Hauptreißer, ist auch von Theodor Storm in seinen „Deutschen Dichtersagen“ aufgenommen worden), die melancholisch-heimatliche Grundrichtung seines Werdens, die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit, mit der er gerade bei seinen literarischen Arbeiten zu Werke geht, kommen hier treffend zum Ausdruck.

Aus dem Fortgange der Erzählung wäre etwa folgendes zu erzählen:

Ein neumärkischer Fischer, Apoll von Gellist, Aufstaus von Charakter, hat seine schöne, die schwarze Wende, verlassen und die weiße Wende Zöcher eines wohlhabenden Randvirts der Umgegend heimgeführt. Überdies den Wander der Wende, einen schiffeligen Soldaten in nicht ganz glücklichem Kampfe umgebracht. Von dem Gericht freigesprochen, wird er von seiner ersten Geliebten mitleidigst erschossen, gerade in dem Augenblick, als er, den ersten Geburtsstich seines Zöcherchens

feiert, die Reinheit seiner Liebe mit feierlichen Schwestern teilete. Eine feimantisch-modellische Norddominanz, der auch S. angehört, begibt sich an den Ort der Tat. Die Fahrt dorthin, auf primitiven Fußwegen und ungläubigen, holprigen Wegen, wird besonders liebevoll beschrieben. Große Würstlichkeit und satirischer Humor gehen ineinander. Den einen der beiden Wagen, mit einem tiefen Planthub bedeckt, vergleicht S. mit einer „wandelnden Pfirsichmiste“. Es ist etwa dieselbe Stimmung, die schon der alte Horaz kennt: „Mato antedecum seculum... desatit pede poena claudat“ (Gintet dem einfließenden Verdrerb sinkt klumpig die Last ein). Zuletzt findet man im Gähne die beiden im Dase verkrampften Nebenbuhlerinnen, und S., in der klassischen Literatur aller Zeiten wohlüberdacht, schlägt mit dem Jitot aus Dantes „Purgatorio“: „No eravamo partiti già, da allo ipso, zu beifug:

„Wir gingen fort, und etwas weiter vor das, Haupt an Kampf gedrückt, ein Paar zu finden, Das fest in einem Loch aufeinander; Und wie man sagt an hartem Vrot und Mühen So sagt am untern der, der oben war, Da, wo sich Raden und Gehirn verbinden.“

Schwerlich! Zweifellos, aber, auf Ganze gesehen, in den Einzelheiten treffend und wahr g, richtig, die Eigenart der damaligen Heimat plastisch zum Ausdruck bringend. Die eintrügige und doch feinsinnige so schöne neumärkische, Waldlandschaft, Göttergüte und Wundland, der Walde, und das verfallene Forthaus, Erinnerungen an die Franzosenzeit, ein rauher Menschenhag, primitive Lebensverhältnisse, so hat's gewiss damals in unserer Heimat ausgesehen, so sieht's vielfach auch heute noch aus!

Der „Kampf der Jungfrau von Orleans“, obwohl in einer bekannten Landsberger Weichsel sich abspielend, hat nicht eigentlich heimathlichen Charakter; die Geschichte konnte überall sich zugetragen haben. Wir bezeichnen uns darum, das literarische Element darüber wiedergeben. Er sagt: „Es ist darin ein Humor trostlos Verkommenheit, dem niemand eine gewisse Gerechtigkeit wider absprechen können, und wie der Schimmer verfallender Sterne dimmt durch den willigen Rauch die Erinnerung an das unüberbrückte Verlorene: Schönheit, Reinheit und Jugend... Reine Treue auch... S. hat... oft eine große, breite Weichsel, die in unseren Dase, fogen Novellen felen ist.“

Als dritte, genauer genommen: zurzeit einigam dem großen Publikum zugängliche Erzählung wäre zu nennen: „Brommter Schlangengraben“, was längst bei Gehr, Sorel, Berlin, erneut herausgegeben. Sehr eigenartig, selbst für Solitaire! In Sprache und Stimmungsreue, in der Fähigkeit des Intuitionnehmens und Wiedergebens fremdbühiger (italienischer) Gedankenteit beunheimend.

Spätantiken großen und großen Könasten, dem er sich in mander Beziehung tonangeln fühlte mochte, in plastischer Weisheit mit der umgebenen Zeit und den umgebenen Menschen vor unferm geistigen Auge stehen. Man lese etwa die „Chronik des Samuilas“ oder die in einem besondern Bändchen erschienenen „Reise zur Königin von Britanien“, und man wird nicht nur reiche Anregung und Belebung durch solche Schilderungen erhalten, sondern auch einen Blick in die geistige Welt des reichen Geistes, dem die seltene Gabe beschieden war, das Geistesleben längt entzundernder Zeiten so frei und wahr abzubilden.

E. O.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Brandenburg allewege", in dem die Mark eines ihrer gelungensten Heimatlieder besitzt.

Scheltet mir nicht mein märrisches Land!
Will es nicht hören und leiden!
Zeigt's nicht schroff-gipfelnde, felsige Wand,
Hat's doch an Wäldern gar reichen Bestand,
Strömen und Seen und Weiden.

Ist auch sein Stammbaum vielleicht nicht ganz echt,
 Mischung von Deutschen und Wenden,
 Ist's doch ein muthiges, stolzes Geschlecht,
 Kreuzend auf Freiheit, unbegann' im Recht,
 Fleißig mit rathlosen Händen.
 Warf ihm Natur auch nicht reich in den Schoß
 Fülle der irdischen Gaben,
 Ist's doch durch eigene Laistzeit jetzt groß,
 Wyble der Eddlen durchjähigem Noß
 Rohrende Reucht zu emporrahn.

[illegible]

Zu erwähnen wären dann ferner: „Der Wächter von Et Bernhâr“ (Erfische Dichtung, 1887), „Harrbausaigens“ (Dichtung, 1895). Vertroff durch die meist persönlichen Theatererlebnisse find Genießens Bücher: „Berliner Hoffkaufpieler“ (Erfagen, 1872), „Marie Seebach Memoiren“ (1898), „Indiffenluft“ (Wallnertheatererinnerungen, 1909).

Nicht nur die alte Feste Güsttrin weiß von ihrem Schirmherrn, der auf steinernem Sockel zwischen Schloßthür und Marienkirche steht und über seine Bürger wacht, viel zu erzählen. Auch mancher Fleden der Neumark. Hans von Güsttrin liebte sie mit ihren Eigenheiten, mit ihren Seen und Sümpfen und Niefen und Heideslägen und

Zu Preußen, dem kaiserlichen Hofe in Wien und Berlin. Nach seiner Rückkehr aus Paris im Februar 1847 auf die Ehrenbürgerwürde des Vater und darauf evangelischer Pfarrer, mit ganz pädagogischer Einstellung, und ließ ihn den meisten der ersten Schulunterricht anteil werden. Der 1869 besiegte der Dichter durch das Mannheimer Festspiel, das er als Autor und Regisseur inszenierte, nach Berlin auf den Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Zu Berlin bezog er auch 1868 die Universität, um Mathematik, später Philosophie und allgemeine Pädagogik zu studieren. 1869 promoviert er zum Doktor der Philosophie bei Heinrich Heine. Er war ein literarischer Mitarbeiter am Zeitschriften und Zeitungen tätig. 1874 folgte er einer Berufung zum achtschuligen Leiter und Dramaturgen an das Ballener-Theater in Berlin und wirkte hier vier Jahre hindurch. Nachdem beendete er seine Tätigkeit als Theaterleiter und gründete ein Band „Gedichte“ machte Gensichen 1889 für literarisch-historisches Werk. Dieser brachte es mehreren Auflagen und erschien von der dritten Auflage an unter dem Titel „Spielmannsdichten“. 1880, zu Jülicher, trat gab der erste Teil eines „Heldenbuches“, 1881 (1882) „Kriegslieder“ (1870) und „Leitgedichte“. „Von deutschen Kriegen“ (1871). Die Welt und Schenkendorf wurde damit zum Gedächtnis der Väterlandschaften. In der zweiten Ausgabe des Heldenbuches hat sie seinen Ausstellungen überlassen, um sie zu

